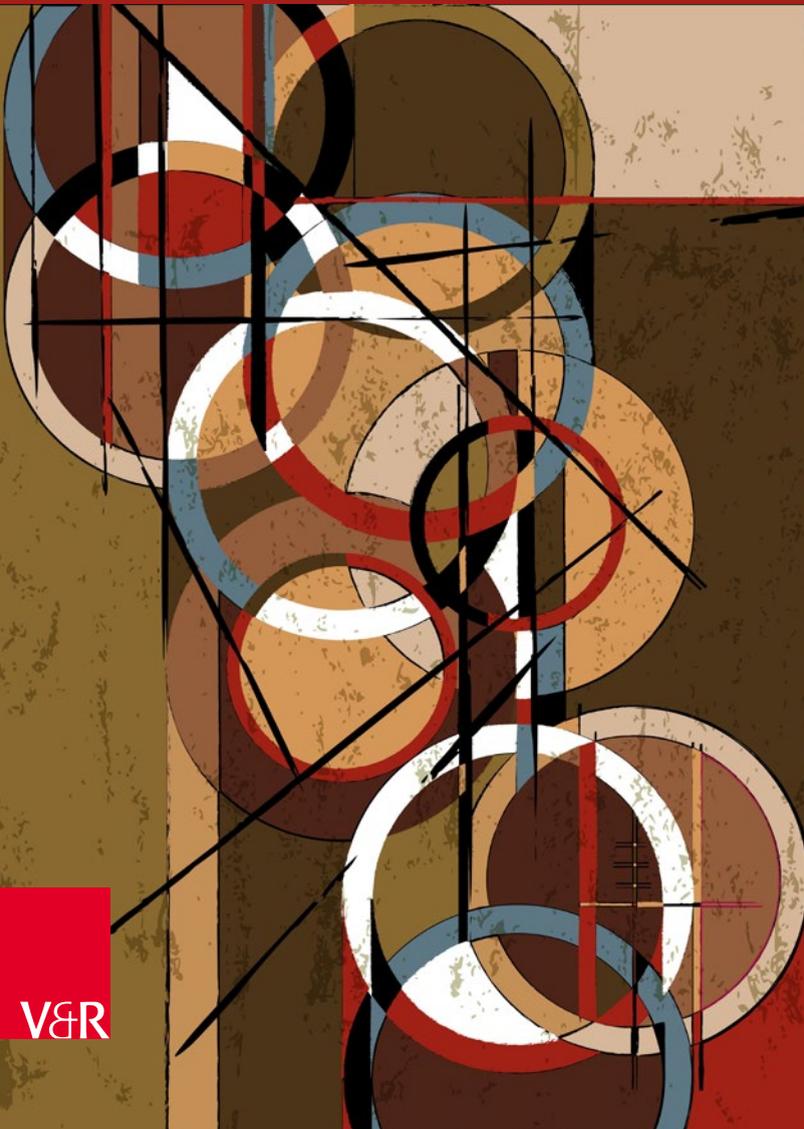


Andreas Eickhorst
Ansgar Röhrbein (Hg.)

Systemische Methoden in Familienberatung und -therapie

Was passt in unterschiedlichen Lebensphasen und Kontexten?



V&R



Andreas Eickhorst/Ansgar Röhrbein (Hg.)

Systemische Methoden in Familienberatung und -therapie

Was passt in unterschiedlichen Lebensphasen
und Kontexten?

Mit 31 Abbildungen und 5 Tabellen

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Kirsten Hinte/shutterstock.com

Redaktion: Peter Manstein

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-40622-0

Inhalt

I Anfang

Michael Grabbe

(M)(K)eine Lieblingsintervention. Ein skeptischer »Rundumschlag« ... 11

Andreas Eickhorst und Ansgar Röhrbein

Einleitung – Familie und Beratung 17

II Grundlagen

Andreas Eickhorst

Die Phase der frühen Kindheit und ihre spezifischen Herausforderungen
für die Familie 29

Kathrin Stoltze und Anja Novoszel

Von der Grundschule bis zur Pubertät – Herausforderungen für und
durch die 6–12-Jährigen 43

Christina Rosemann und Ansgar Röhrbein

Jugend – eine Lebensphase, die es in sich hat (Teil I):
Herausforderungen und Chancen für Jugendliche und ihre Familien ... 69

Filip Caby

Jugend – eine Lebensphase, die es in sich hat (Teil 2):
Gemeinsame Wege gehen mit Familien und deren Jugendlichen,
aber auch mit Jugendlichen und deren Familien 97

III Methoden

Jörn Borke

Frage(n) nach Ausnahmen 115

Heike Bösche und Monique Breithaupt-Peters

Marte Meo in der Familienberatung und Jugendhilfe 123

Felicia Schröck und Andreas Eickhorst

Arbeiten mit triangulären Familieninteraktionen:

Das Lausanner Trilogspiel (LTP) 137

Lea Linke

Kompetente Eltern – ganzheitliche Kompetenzförderung

in der Jugendhilfe 153

Bernd Reiners

Kinderorientierte Familientherapie 165

Birgit Fischer und Annette Rupp

Das Familienwappen 175

Katja Seidel

Die Postkartenmethode als analoger Einstieg 189

Elisabeth Nicolai

Schatzkammer der Familie 197

Anja Novoszel

Das »Second-Best«-Prinzip 209

Kathrin Stoltze, Beate Meißner und Anke Kasner

Familiengeschichte(n) in »guten Händen« – symbolisches Arbeiten

mit der Handmetapher 217

Martina Furlan

Papaland – Mamaland:

Eine Reise zwischen zwei Welten 229

Bettina Hattenbach

Raum-Seil-Methode 239

Madeleine Bernard und Mélanie Tripod

»Herzblutinfusion« – alltägliche Ressourcen entdecken 249

<i>Martin Diem</i>	
Systemische Aktivierung	259
<i>Christina Hunger, Julian Geigges und Jochen Schweitzer</i>	
Soziale Netzwerkdiagnostik (SozNet-D): Die Erfassung und praktische Arbeit mit strukturellen und funktionalen Aspekten sozialer Beziehungen	269
<i>Diana Drexler</i>	
»Jetzt habe ich meinen Bruder doch noch kennengelernt« – einige Anregungen zur Aufstellungsarbeit im Einzelsetting	281
<i>Thomas Meyer-Deharde</i>	
Gibt es in der Jugendhilfe Geister? Initiation systemisch! Eine Reise zu sich selbst und zurück in die Zukunft	293
<i>Christian Pröls</i>	
Arbeit mit dem Lebensfluss	309
<i>Ansgar Röhrbein</i>	
Der Ressourcenbaum – Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges in einem	321
<i>Kathrin Stoltze</i>	
Die Pflanzmetapher in der systemischen Beratung und Therapie: Pflanzen als Sprachbild, Metapher und Symbol	337
<i>Thomas Hegemann</i>	
<i>ich schaff's® für Eltern:</i> Ein lösungsfokussiertes Eltern-Coaching-Programm	347
<i>Heike Hör und Erzsébet Roth</i>	
Familienrat – die Aktivierung von Familie und Umfeld zum Schutz von Kindern	359
<i>Christina Rosemann</i>	
Elterliche Präsenz stärken: Gewaltloser Widerstand im familiären Machtkampf	373
<i>Anne Baumann und Tim Reuter</i>	
Würdezentrierte Therapie – eine Intervention für Menschen mit palliativen Erkrankungen	389
Die Autorinnen und Autoren	406

I Anfang

Michael Grabbe

(M)(K)eine Lieblingsintervention. Ein skeptischer »Rundumschlag«¹

»Was unterrichtest du denn?« »Deutsch, Sachkunde und Religion! Und du?« –
»Mathe und Sport!«. Zuhörer: »Ach, ich dachte Sie unterrichteten Kinder.«

Aus einem Supervisionstreffen in einer Erziehungsberatungsstelle:
»Das Konzept des »Gewaltlosen Widerstandes und der Elterlichen Präsenz«
ist ja überzeugend, ich bin auch ganz begeistert –
aber leider hatte ich in der Zwischenzeit gar keine Familie dafür!«

Methodenverliebtheit und ihre Folgen

So kann es einem gehen, wenn man Methoden, Techniken und Interventionen gerne anwendet oder gar in sie verliebt ist – eben eine »Lieblingsintervention« hat. Man braucht dafür jeweils auch die passenden Klientinnen und Klienten. Gerade bei Ausbildungskandidaten von Therapie- oder Beratungsweiterbildungen ist der Wunsch nach »Handwerkszeug« und »Methodenkoffern« oft sehr groß. Das ist verständlich, schließlich ist es ja wichtig, mit Klienten auch etwas zu »machen«. Aber: Je größer das Repertoire, je mehr Methoden im Koffer, umso schwerer kann der Koffer werden und umso unbeweglicher möglicherweise der Therapeut. Ist man gerade verliebt in einen Hammer und weiß ihn zu schwingen, dann müssen Probleme schnell zu Nägeln konstruiert werden, damit man das Werkzeug einsetzen kann. Das kann durchaus auch hilfreiche Effekte haben: Die Therapeutin strahlt Sicherheit aus, fühlt sich dem Problem gewachsen, ist gut vorbereitet und signalisiert, dass es Fortschritt oder gar Lösungen geben wird. Die Klienten fühlen sich angenommen. Auch, wenn das Problem vielleicht nicht zur Methode passt.

Gesellschaftskritiker sehen diese »Strategie« generalisiert und behaupten, dass vorhandene, erprobte Behandlungsmethoden die dazu passenden Diagnosen generieren und Therapie- oder Beratungsinstitutionen dementsprechend das feststellen, was sie beraten und behandeln können oder wollen. Hat der Arzt in eine teure Untersuchungsapparatur investiert, dann wird sie eingesetzt – und wenn auch nur, um einen »Verdacht« auszuschließen. Neben dem Aspekt der

1 Der hier korrigierte und leicht veränderte Beitrag erschien erstmals in Systema, 28 (3), 256–261.

Methodensicherheit kommt dann der ökonomische hinzu. Unter konstruktivistischer Perspektive ist diese Sicht- und Vorgehensweise nicht verwunderlich. Fraglich ist, ob sie für Klienten und Klientinnen förderlich ist.

Selbstverständlich soll dieses kein Plädoyer dafür sein, von lösungsorientierten Haltungen Abstand zu nehmen. In Erweiterung der Maxime von Steve de Shazer: Wenn etwas klappt, wenn du erfolgreich bist, dann mach mehr davon! Wenn etwas nicht funktioniert, lass es! Und wenn du besonders viel Erfolg mit einer Intervention hast, sie sich als besonders effektiv erweist und es dir selbst sehr gut damit geht und sie dir gefällt (ästhetisch etc.), dann wende sie so oft an, wie es eben geht. (Nebenbei bemerkt, kann bei einem starken Hang zur Lösungsorientierung auch der Verdacht entstehen, der Therapeut würde das Problem nicht aushalten.)

Dennoch soll dieser Beitrag zur Skepsis anregen – Skepsis der Lieblingsintervention gegenüber, der Effektivität und auch sich selbst gegenüber. Denn man könnte mit seiner Aufmerksamkeit zu sehr bei sich und auf der Suche nach dem passenden Augenblick für die Intervention sein und dabei die Signale und Kooperationsangebote von Klienten übersehen. Dann macht Liebe blind oder taub. Es könnte sich sogar bei Therapeuten Enttäuschung einstellen, wenn Klienten eine schöne Vorbereitung zunichte machen und man seine schöne Intervention nicht anwenden kann.

Therapeutische Interventionen können Klienten(-Verhalten) aus systemischer Sicht nicht gezielt verändern (Autopoiese), sondern sie können im besten Fall zur Veränderungsbereitschaft beisteuern. Dazu bedarf es einer Anknüpfung beider Systeme aneinander und einer förderlichen affektiven Rahmung. Eine Selbstverliebtheit bzw. Verliebtheit in eine Methode oder eine Intervention könnte da abträglich sein.

Klientinnen und Klienten kommen zumeist in Beratung bzw. Therapie, wenn ihnen die Kreativität zur eigenen Lebensgestaltung abhanden gekommen ist. Sie versuchen mit verstärkter Intensität oft mehr desselben und engen ihre Gefühls-, Denk- oder Handlungsoptionen ein. Die Vorgabe einer Intervention kann suggestiv bestimmte, von Therapeutinnen und Therapeuten favorisierte Ergebnisse forcieren oder das gemeinsame Finden von Alternativen erschweren. Das soll an einem Beispiel verdeutlicht werden. Wenn ich gerne mit der beliebten Technik/Methode/Intervention »Familie in Tieren« arbeite, dann mag dadurch Klienten suggeriert werden, dass ich die Idee der Konstellation einer Familie habe mit verschiedenen Rollen und Charakteristika der einzelnen Mitglieder. Aber sehen die Klienten sich überhaupt als Familie? Sehen sie sich vielleicht eher als eine Ansammlung von Tieren? Wird es »Familie in Tieren« genannt, offenbaren sich möglicherweise lediglich Werte der Therapeuten. Und: Nutze ich eine Anzahl

vorgegebener Figuren – meine geliebte Sammlung –, dann schließe ich andere mögliche aus. Auch die Größe der Tiere zueinander ist damit dann vorgegeben. Lasse ich die Konstellation z. B. frei zeichnen, ermögliche ich auch die Zuschreibung »Vater ist ein U-Boot!«, obwohl es ja »Familie in Tieren« heißt. Anders würde die Sitzungssequenz vielleicht verlaufen, wenn keine Intervention *vorgegeben* wird, sondern auf eine Aussage »Wir sind schon eine seltsame Familie« gefragt würde: »Angenommen, Sie seien alles Tiere, wie müsste ich mir das dann vorstellen? Oder wären Sie gar nicht alle Tiere?« Hier würde nicht die Intervention vorangehen, sondern das Klientensystem mit ihrem »Angebot«. Dieses Vorgehen kann man natürlich auch wieder als Intervention bezeichnen, ist aber durch das Klientensystem initiiert.

Lieblingsinterventionen sollten nicht blind oder taub machen für »Hooks« (so Jeff Zeig persönlich in einem Seminar), die die Klienten – oft unabsichtlich – anbieten. Schlüsselworte oder Bilder können genutzt werden, um metaphorisch oder auch konkret praktisch gemeinsam auf neue Ideen zu kommen. Ist der Vater z. B. ein begeisterter Segler und verlangt von seinem Sohn Geradlinigkeit in der Zielerreichung (Schulnoten) – »Wenn du sitzen bleibst, nehme ich dich von der Schule!« –, dann kann man das aufgreifen und dem Vater das Bild anbieten, dass beim Segeln bei Gegenwind ja eine Zielannäherung, ohne »zu kreuzen«, nahezu unmöglich ist. Vielleicht sei das in der Schule für den Sohn ähnlich.

Spitzfindig kann man natürlich nun konstatieren, dass dieses Vorgehen eine besonders »feine Methode« sei. Dennoch ist und bleibt sie variabel und anders und kommt wohl eher aus dem »Kunstwerkkofter« und nicht so sehr aus dem »Handwerkszeugkofter«.

Oft entsteht die Idee für eine Intervention und Methode eines möglichen Vorgehens bei der Nachbereitung der letzten und Vorbereitung der nächsten Sitzung. Dabei könnte stören, dass die Klienten sich zwischen den Sitzungen verändert haben und »anders« sind als zuvor: Für eine geplante und gern eingesetzte »Familienaufstellung« kann z. B. die akute Fragestellung abhandeln und die Methode erweist sich als nicht mehr aktuell. Wenn man sie dann dennoch durchführen würde, würde es nur dem Selbstzweck oder vielleicht der Therapeutin nutzen. Die Intervention könnte nicht mehr passen. Es könnte schwerfallen, diese dann »loszulassen« – »Scheiden tut weh«.

Die Therapeutin befürchtet vielleicht, nicht so kompetent und souverän zu wirken, wenn riskiert wird, sich auf ein Feld von Improvisation und Kreativität zu begeben und die sicheren Pfade einer erprobten Intervention und geliebten Methode zu verlassen. Es könnte eine Befürchtung auftauchen, dass eine gemeinsame »Suchbewegung« und ein »Noch-nicht-Wissen« als Inkompe-

tenz und Unsicherheit interpretiert wird statt als Souveränität und Professionalität. Möchte man als Therapeut von Klienten für den Einsatz wunderbarer, als heilsam gepriesener oder in anderen Kontexten bewährter Interventionen bewundert werden, fällt dieser Schritt abseits der geplanten und sicheren Route besonders schwer. Dennoch könnte gerade ein gemeinsames Ringen um die nächsten zu riskierenden Schritte die therapeutische Beziehung vertiefen und ein Gewinn sein.

Therapeutische Sitzungen können als Co-Kreation, als Gemeinschaftskunstwerk beschrieben werden. Dazu passt nicht, wenn der Therapeut ein »Lied« vorgibt, dass die Klientinnen lernen und mitspielen, sondern passen könnte vielleicht eher das Bild einer improvisierten Jamsession, in der alle Beteiligten ihr Bestes in ihrem Part geben und sich ständig aufeinander beziehen, damit etwas Neues und vielleicht Einmaliges entstehen kann.

Überhaupt ist die Frage zu stellen, wer eigentlich in therapeutischen Sitzungen »Führung« hat und entsprechend Interventionen vorgeben sollte. Einerseits sicherlich die Therapeuten und Therapeutinnen, schließlich sind sie für diese Profession ausgebildet und werden für ihre Arbeit bezahlt. Dennoch gibt es, dem Philosophen Hans-Georg Gadamer folgend, keine *Gesprächsführung* im engeren Sinne, wo jemand führt und die anderen folgen. Gespräche entwickeln sich chaotisch, sind immer ein Gemeinschaftsprodukt, niemand weiß zuvor, was dabei herauskommt. Es sei denn, es handelt sich um Informations- oder Instruktionsveranstaltungen.

Dieser Logik folgend, könnte man die Frage nach einer Lieblingsintervention von Therapeuten perspektivisch ändern in die für mich relevantere Frage, welche meiner Interventionen wohl von Klienten besonders geliebt werden könnten – egal, wie ich sie finde.

Hypothetisch können dazu einige Kriterien oder Facetten aufgelistet werden (Grabbe, 2011):

- Ist die Intervention *pragmatisch*, d. h. hinsichtlich einer gewünschten hilfreichen oder heilenden Veränderung erfolgreich, effektiv, also nützlich? Kommt man dadurch dem Ziel näher oder von einer schwierigen, unerträglichen Ausgangssituation weiter weg (Grabbe, 2012)? Dieses Kriterium folgt dem lösungsorientierten Ansatz (siehe oben de Shazer). Wenn ja, dann werden Klientinnen und Klienten die Intervention mögen und wertschätzen.
- Da man mit diesem Kriterium auch effektives, aber äußerst schwieriges Verhalten rechtfertigen könnte (»Wenn ich mein Kind schlage, macht es, was ich will«), müssen meines Erachtens noch andere Kriterien zusätzlich erfüllt sein, damit sie von Klienten akzeptiert werden: Passt sie *moralisch* zu ihren Werten? Wird sie als gut und richtig erlebt?

- Mögen sich die Klientinnen und Klienten hinterher noch im Spiegel anschauen? Heinz von Foerster unterscheidet zwischen Werten und Moral. Werte bestimmen eigenes Verhalten, mit Moral wird das Verhalten der anderen bewertet. Man kann Moral auch, sich selbst beobachtend, auf sich selbst anwenden.
- Ist die Intervention *respekt*getragen und entspricht damit sowohl einer humanistischen Grundhaltung von Klienten – auch der beteiligten Kinder – als auch der von Therapeuten? Sind Interventionen sehr direktiv und instruierend, werden sie in der Regel von Klientensystemen nicht gerne angenommen.
- Fördert die Intervention den *Überblick* über die Lebensgestaltung? Oder wächst das gefühlte Chaos? Klientinnen und Klienten werden Interventionen eher annehmen, wenn sie mehr Übersicht bekommen und sich nicht mehr so den Prozessen ausgeliefert fühlen.
- Wirkt sich die Intervention so aus, dass die Beziehung, die *Verbindung* innerhalb des Klientensystems intensiver geworden ist? Oder nehmen eher Isolation, Ausgrenzung und Entfremdung zu? Klienten wollen und brauchen oft mehr Verbindung und Geborgenheit – bei aller Bedeutung von Autonomie und Unabhängigkeit gibt es den Wunsch nach Zusammengehörigkeit und Wertschätzung der Beziehung.
- Wird eine Intervention hinsichtlich *Irritation, Instabilität, Aufregung* einerseits und *Stabilität, Sicherheit und Geborgenheit* andererseits als ausbalanciert erlebt?
- Bekommen die Klienten mit ihrem Verhalten, wenn sie der Intervention folgen, *Unterstützung* von Freunden, Verwandten und Bekannten? Oder würden diese sich eher zurückziehen und distanzieren?
- Wird die Intervention hinsichtlich *Nähe und Distanz* zum Therapeuten/zur Therapeutin als passend erlebt? Oder ist zum aktuellen Zeitpunkt der Beziehung die professionelle Distanz inadäquat, weil z. B. zu unbeteiligt, oder wird die Beziehung andererseits schon als grenzüberschreitend erlebt?
- Entspricht die Intervention einem »Gestaltungsprinzip *Schönheit*« (Ludewig, 1992)? Interventionen, die sie als ästhetisch in vielerlei Hinsicht erleben, werden von Klienten sicherlich eher angenommen, selbst dann, wenn der *Nutzen* vergleichbar geringer sein könnte. Gelungene Sitzungen oder Therapien werden oft von Klienten und Therapeutinnen als eine Art Kunstwerk erlebt und bewertet. Von daher könnte es auch passender sein, nicht über einen »Handwerkskoffer«, sondern einen »*Kunstwerk*koffer« zu verfügen.

Diese Liste ließe sich sicherlich noch erweitern.

Interventionen haben gute Chancen, zu meinen Lieblingsinterventionen zu werden, wenn es dadurch gelingt, aus einem »Entweder-oder« herauszukommen, und sie die Möglichkeit bieten, zu einem »Sowohl-als-auch« oder einem »Weder-noch«, d. h. zu einer dritten Perspektive zu kommen.

Noch wichtiger jedoch ist mir, dass Klientinnen und Klienten nach einer Intervention, nach einer Sitzung sich – selbstwertbezogen – *größer und selbstbestimmter* fühlen als zuvor, gewachsen durch den gemeinsamen Prozess und ihren gewürdigten Anteil daran – nicht so sehr durch meine Intervention und unabhängig davon, ob ich die Klientinnen mag. In diesem Denken kann sogar der Beschluss eines Klienten: »Bevor ich weiterhin zu so einem bescheuerten Therapeuten gehe, helfe ich mir lieber selber« eine hilfreiche Intervention sein, auch wenn sie sicherlich keine »Lieblingsmethode« sein dürfte.

Also vielleicht sollte gelten: Liebe nicht deine Interventionen, sondern suche das Liebenswerte deiner Klienten.

Fazit

Der Wunsch nach prall gefüllten »Handwerks-« oder »Methodenkoffern« ist allgemein groß und verständlich, da dadurch das Gefühl der Sicherheit und das Selbstvertrauen bei Therapeuten erhöht werden kann. Auch Klienten schätzen strukturiertes Vorgehen und sichere Therapeuten. Eine Methode, in die man aber zu sehr verliebt ist, birgt auch das Risiko, dass dann Probleme dazu »passend« gemacht werden müssen. Kreativität und Beweglichkeit können verloren gehen, wenn der Koffer »zu schwer« wird. Therapie bedeutet auch, sich gemeinsam auf nicht planbare Suchprozesse einzulassen, deren Ende ebenso offen sein kann wie die dazu spontan zu wählenden Methoden.

Literatur

- Grabbe, M. (2011). Wenn Eltern nicht mehr wollen. Zur Bündnistrhetik im systemischen Elterncoaching. In H. Schindler, W. Loth, J. v. Schlippe (Hrsg.), *Systemische Horizonte* (S. 131–144). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Grabbe, M. (2012). Weg ist das Ziel – nichts wie weg! Oder: Das Ziel ist im Weg! Oder: Die Freiheit der Leere. In H. Molter, R. Schindler, A. v. Schlippe (Hrsg.), *Vom Gegenwind zum Aufwind. Der Aufbruch des systemischen Gedankens* (S. 74–85). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ludewig, K. (1992). *Systemische Therapie – Grundlagen klinischer Theorie und Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Andreas Eickhorst und Ansgar Röhrbein

Einleitung – Familie und Beratung

Über dieses Buch

Dieser Sammelband handelt von Familien – Familien, die auf die eine oder andere Weise in beraterischen oder therapeutischen Settings Hilfe und Unterstützung suchen. Dafür wird eine in dieser Form und Fülle bisher wohl nicht vorhandene Zusammenstellung von 24 Methoden durch 33 Autorinnen und Autoren präsentiert, die jeweils ihre »Lieblingsmethoden« vorstellen. Es sind Lieblingsmethoden in dem Sinne, dass es sich um Vorgehensweisen handelt, die sich für die Kolleginnen und Kollegen in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen, Müttern, Vätern, Eltern und dem System Familie in ihrem Kontext in vielfältiger Form bewährt haben.

Familien – Stellenwert und Definition

Stellenwert: In Familien werden wesentliche Grundlagen für ein gelingendes Leben gelegt: die Art und Weise, wie Kinder auf die Welt blicken; der Glaube daran, dass sie etwas bewirken können; das Grundgefühl, ein geliebter Mensch zu sein; und das Wissen darum, dass es Menschen gibt, die zu einem stehen und Unterstützung geben, wenn sie benötigt wird. An diesen Beschreibungen wird bereits deutlich, welchen Stellenwert Familie besitzt und welche idealtypischen Erwartungen in der Gesellschaft und der Fachwelt an die Familie, die Eltern und das gemeinsame Leben in den Familien bestehen.

Doch was genau sind Familien eigentlich? Für Klaus Schneewind etwa sind Familien »biologisch, sozial oder rechtlich miteinander verbundene Einheiten von Personen, die – in welcher Zusammensetzung auch immer – mindestens zwei Generationen umfassen und bestimmte Zwecke verfolgen« (Schneewind, 2010, S. 35). In dem vom Familienministerium vorgelegten Familienreport 2017 wird Familie in der folgenden Weise definiert: »Im familienpolitischen Verständ-

nis ist Familie dort, wo Menschen verschiedener Generationen dauerhaft füreinander Verantwortung übernehmen, füreinander eintreten und gegenseitige Fürsorge leisten. Das schließt verheiratete und unverheiratete Paare mit Kindern ebenso ein wie Alleinerziehende, getrennt Erziehende, Stief- und Patchworkfamilien, Regenbogenfamilien sowie Familien, die sich um pflege- und hilfsbedürftige Angehörige kümmern« (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017, S. 12).

Die gemeinsamen Merkmale dieser Definitionen liegen zum einen in der wechselseitigen Verbundenheit mehrerer Generationen, und zum anderen in der gemeinsamen Verfolgung von Zielen, die allerdings in der zweiten Definition differenzierter beschrieben sind.

Familienformen im Wandel

Wie steht es – im weiten Kontext heutiger Familienformen (siehe Definition Familienreport) – mit »der« Familie, die wir lange Zeit unter diesem Begriff verstanden haben, also eine zweigeschlechtliche Kleinfamilie mit wenigen Kindern, die mehr oder minder für sich, also beispielsweise ohne enge Anbindung an eine weitere Verwandtschaft leben? Tatsächlich lässt sich – vielleicht fast erstaunlicherweise – konstatieren, »dass weiterhin die Eltern-Familie (mit formaler Eheschließung) statistisch die dominante Familienform [...] geblieben ist, das 76 % aller Kinder unter 18 Jahren in dieser herkömmlichen Kernfamilie aufwachsen – wenn auch Unterschiede in West- und Ostdeutschland bestehen – und dass weiterhin auch auf normativer Ebene ihr eine hohe subjektive Bedeutung zugeschrieben wird« (Nave-Herz, 2015, S. 26). Die Familie ist beliebt und hat in der Bevölkerung weiterhin – eine zuletzt sogar wieder steigende – Bedeutung. Für 79 % der Bevölkerung ist die Familie der wichtigste Lebensbereich (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017, S. 11).

Im Hinblick auf die Pluralität von Familienformen beschreibt der Familienreport von 2017 die Situation wie folgt: »Deutlich zugenommen haben die nicht-ehehlichen Lebensgemeinschaften [...]. Die Anzahl der Alleinerziehenden ist ebenfalls deutlich größer als Anfang der 90er-Jahre und liegt seit einigen Jahren bei rund 1,6 Millionen. Im Jahr 2015 wuchsen 2,3 der insgesamt 13 Millionen Kinder bei nur einem Elternteil auf. Die Zahl der Scheidungen nimmt seit einigen Jahren ab, während die Zahl der Eheschließungen steigt. Jede dritte Familie mit minderjährigen Kindern hat einen Migrationshintergrund, zunehmend aus dem nichteuropäischen Ausland. Die Ehe für alle ist möglich geworden; Unterschiede werden gesellschaftlich akzeptiert« (S. 7).

Einen aktuellen Überblick ermöglicht die Abbildung 1, in der bereits die Zahlen von 2017 des Mikrozensus ausgewertet sind.



Abbildung 1: Familien mit minderjährigen Kindern nach Lebensformen in %
(© Statistisches Bundesamt – Destatis, 2018)

Kinder- und Geschwisterhäufigkeit

Insgesamt werden in Deutschland wieder mehr Kinder geboren: Im Jahr 2015 hat die Geburtenrate mit 1,5 Kindern pro Frau einen Höchststand erreicht.

Wichtig für die psychische Entwicklung der Kinder kann bekanntermaßen die Geschwisterlichkeit sein – und da ist die Ein-Kind-Familie nach wie vor deutlich in der Unterzahl: 75 % der Kinder wachsen inzwischen mit mindestens einem Geschwisterkind auf (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017, S. 7).

Armutsrisiko und Bedarf an Familienberatung/-therapie

Trotz einzelner positiver Entwicklungen ist (relative) Armut auch in Deutschland weiterhin ein Thema: »44 Prozent der Haushalte von Alleinerziehenden sind armutsgefährdet. Ihr Armutsrisiko ist mehr als viermal so hoch wie bei Paarfamilien mit einem oder zwei Kindern. Auch Familien mit drei und mehr

Kindern sind mit 25 Prozent überdurchschnittlich von Armut bedroht. Der nach Herkunftsländern veränderte Zuschnitt der Migration vergrößert das Risikopotenzial seit einigen Jahren. Fehlende oder geringe Erwerbstätigkeit der Eltern ist die wesentliche Ursache für Armutsgefährdung, Transferabhängigkeit und prekäre Lebenslagen« (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017, S. 7).

Häufig sind es gerade solche Situationen, die dazu führen, dass Familien den Weg in eine Beratungsstelle suchen oder Hilfen zur Erziehung beantragen, da ihnen die Kraft oder die Mittel fehlen, um sich den Aufgaben gewachsen zu fühlen – ein Thema, das in der notwendigen Diskussion um ein bedingungsloses Grundeinkommen für Kinder (und Eltern) seine Entsprechung findet.

Familie in unserer westlichen Gesellschaft

Wie bereits deutlich wurde, gilt es, Familie in ihren unterschiedlichen Facetten wahrzunehmen und nicht den Fehler zu begehen, zu suggerieren, dass Familie(nleben) weltweit in sehr ähnlichen bzw. weitgehend vergleichbaren Kontexten und Ausprägungen stattfindet. Denn tatsächlich gibt es zwar universelle Grundlagen von Familie, die über alle Kulturen vorhanden sind – aber es kann auch ebenso viele Unterschiede geben, und dies auf gleich mehreren Ebenen: etwa in der Esskultur, der Ausdifferenzierung der Geschlechterrollen, der Verantwortungsübernahme für die unterschiedlichen Generationen, den Vorstellungen über geeignete Wege der Erziehung usw. usw. (z. B. Keller, 2007).

Für unsere Arbeit ist zunächst einmal das in westlichen Gesellschaften (wie den USA, weiten Teilen von Europa und damit auch Deutschland) übliche Familienmodell relevant. Sprach man in diesem Zusammenhang früher beispielsweise vom Individualismus, der die Gesellschaft und damit auch das Familienleben prägt (Hofstede, 2017), so sprechen moderne Ansätze eher von independenten oder autonomiefördernden Bedingungen und Verhaltensweisen (Keller, 2007).

Barbara Ollefs (2017, S. 14) etwa schreibt: »In westlichen Gesellschaften hat sich ein Erziehungspfad etabliert, der auf psychologische *Autonomieentwicklung* der Kinder setzt, verbunden mit der Befähigung zur Eigenständigkeit, zu Selbstbewusstsein, Unabhängigkeit und zur Selbstverwirklichung (Borke, 2013). Gleichzeitig ist mit diesem Entwicklungsideal ein hohes Bildungsideal verknüpft: Kinder werden von Anfang an als gleichberechtigt und dialogische Interaktionspartner angesehen.«

Hinzu kommt, dass je höher der Grad der Industrialisierung eines Landes ist und auch entsprechende Sozialleistungen im System verankert sind,

umso stärker werden mit Kindern primär immaterielle Werte verbunden und weniger materielle. Zu diesen immateriellen Werten zählen beispielsweise die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse, die Freude, (kleine) Kinder aufwachsen zu sehen, gemeinsam zu spielen oder kindgerechte Zärtlichkeiten auszutauschen. Dafür reichen dann auch wenige Kinder aus, wie es ja auch in westlichen Gesellschaften wie der deutschen zu beobachten ist. Diese Kinder wachsen dann typischerweise, zumindest in den ersten Lebensjahren, primär in enger Beziehung mit ihren Eltern und weniger mit anderen Kindern gemeinsam auf (Nave-Herz, 2015). Durch die steigende Geburtenrate werden diese Situationen aktuell wieder seltener.

Bei allen diesen Haupttrends geht es doch im Einzelnen in westlichen Familien sehr unterschiedlich zu: Familienberatung und -therapie steht somit vor der Aufgabe, den unterschiedlichen Konstruktionen von (Familien-)Kultur und Gemeinschaftserfahrung, von Geschlechterrollen und Lebenszielen, von Problemdefinition und Lösungsideen und weiteren zu balancierenden Themen mit Neugier, Interesse und einer wohlwollenden Zuwendung zu begegnen. Die systemische Haltung des »Nichtwissens« ermöglicht es den Klientinnen und Klienten schnell, sich als Expertinnen und Experten für ihre eigene Lebensweise zu erleben, um darauf aufbauend Lösungen für ihre jeweilige Situation zu entwickeln.

Gesellschaftliche Herausforderungen

Zu dem oben Skizzierten ist ergänzend zu beachten, dass in den letzten Jahren in allen Gesellschaften (und somit auch in der deutschen) stetige Umbrüche stattgefunden haben und aktuell weiter stattfinden. Der Kulturosoziologe Andreas Reckwitz konstatiert hier nichts weniger als einen durch verschiedene ökonomische und soziale Prozesse bedingten »gesellschaftlichen Strukturwandel [...]«, der darin besteht, dass die soziale Logik des Allgemeinen ihre Vorherrschaft verliert an die soziale Logik des Besonderen« (Reckwitz, 2017, S. 11). Damit gehe auch eine neue Polarisierung der Klassen einher, sowohl sozial als auch kulturell. Dies betreffe neben der alten Mittelschicht eine neue akademische urbane Mittelschicht, die sich vieles leisten könne; aber auch parallel eine neue Unterklasse, die sich als eine »Gruppe der Abgehängten« wahrnehme (S. 361).

Diese Einschätzung passt mit Blick auf die Jugendlichen gut ins Bild, da bereits die 16. Shell Jugendstudie zu dem Ergebnis kam, dass in der untersten Herkunftsschicht nur 40 % der Jugendlichen zum Ausdruck brachten, dass sie mit ihrem Leben zufrieden oder sehr zufrieden seien (Shell Deutschland Hol-

ding, 2010). Wie die Abbildung 2 anhand des intergenerationalen Bildungszusammenhangs zeigt, bleibt es eine stabile Aufgabe der Jugend- und Familienhilfe – aber auch der Politik! –, diesem Missstand der ungleich verteilten Chancen genügend Beachtung zu schenken und soziale Ungerechtigkeiten abzubauen.

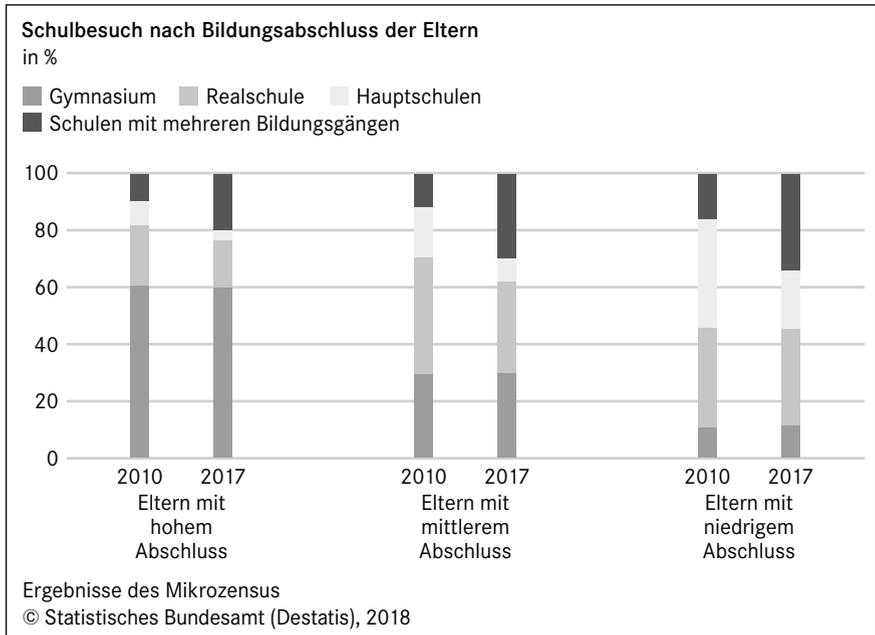


Abbildung 2: Schulbesuch nach Bildungsabschluss der Eltern in %
(© Statistisches Bundesamt – Destatis, 2018)

Aufgaben der Familienberatung und -therapie

Grundsätzlich ist es die Aufgabe von Erziehungs- und Familienberatung, die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in ihren Familien zu unterstützen und die Erziehungsfähigkeit von Müttern und Vätern zu fördern. Im Sozialgesetzbuch VIII heißt es dazu in § 1:

- »(1) Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit.
- (2) Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft.

(3) Jugendhilfe soll zur Verwirklichung des Rechts nach Absatz 1 insbesondere

1. junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung fördern und dazu beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen,
2. Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung beraten und unterstützen,
3. Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl schützen,
4. dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen.«

Konkreter wird die Aufgabe der Beratungsstellen schließlich in § 28 Absatz 1 SGB VIII formuliert: Sie sollen zu einer »Klärung und Bewältigung individueller und familienbezogener Probleme und der zugrunde liegenden Faktoren« beitragen. Exemplarisch genannt seien hier Belastungssituationen nach Trennung und Scheidung, bei herausfordernden Verhaltensweisen des Kindes, beim Verlust des Arbeitsplatzes oder durch Erkrankungen eines Elternteils.

Und was sind hierzu die Vorteile des systemischen Ansatzes?

Für die Aufgaben der Familienberatung und -therapie bietet sich der systemische Ansatz als eine wesentliche und effektive Sicht- und Vorgehensweise an: aufgrund seines Menschenbildes, seiner ressourcen- und lösungsorientierten Ausrichtung, seiner Haltung der Allparteilichkeit sowie seiner Prämisse der Öffnung der Perspektiven hin zu mehr Freiheitsgraden des Handelns und Erlebens.

Um es mit den Worten von Rüdiger Retzlaff (2013, S. 14) auszudrücken: »Das *Menschenbild* der systemischen Therapie ist grundlegend *optimistisch* und *lösungsorientiert*, systemische Therapeuten neigen zu der Annahme, dass Kinder, Jugendliche und Eltern über Kompetenzen und Lösungsstrategien verfügen, die sich für das präsentierte Problem nutzen lassen und nicht erst antrainiert werden müssen.«

Überdies ermöglicht es die allparteiliche Haltung, dass sich alle Beteiligten gleichermaßen ernst genommen und gesehen fühlen können. Grundlage bildet eine innere »Freiheit [des Therapeuten], nacheinander die Partei eines jeden Familienmitgliedes zu ergreifen« (Boszormenyi-Nagy u. Spark, 1981, S. 404), ohne jedoch zeitgleich gegenüber einem Mitglied im System illoyal zu werden.

Insbesondere der Glaube an die vorhandenen Ressourcen sowie die Suche nach dem (bereits) Funktionierenden und den vorhandenen Ausnahmen

(vom Problem) haben sich für uns in der kleinschrittigen Arbeit mit unseren Klient(inn)en in vielfacher Hinsicht ausgezahlt. Gleichzeitig gilt es selbstverständlich, mögliche Gefährdungslagen von Kindern wahrzunehmen und entsprechend den gesetzlichen Vorgaben (§ 8a SGB VIII und § 4 KKG) mit den Beteiligten Wege zu entwickeln, die zu einer Beseitigung der Gefahrensituation führen und den Schutz des Kindes sicherstellen.

In Bezug auf eine angemessene Vorbereitung des Beratungs- bzw. Therapieprozesses und eine qualitativ hochwertige Anamnese teilen wir die Einschätzung von Gahleitner, Wahlen, Bilke-Hentsch und Hillenbrand (2013), die darauf aufmerksam machen, dass einer passgenauen Hilfe in der Regel eine entsprechende diagnostische Einschätzung vorausgegangen sein sollte. Sie plädieren daher für eine »Biopsychosoziale Diagnostik in der Kinder- und Jugendhilfe«: Neben einer Fokussierung auf den individuellen Umgang des Kindes mit Entwicklungsaufgaben und Bedürfnissen und seiner Einbettung in seine Systeme und das soziale Umfeld sollte »Diagnostik im Rahmen der Jugendhilfe in angemessener Weise berücksichtigen [...], dass die jungen Menschen, denen ihre Aufmerksamkeit und Sorge gilt, biopsychosozial verfasst sind. Diagnostik kann Kinder und Jugendliche also nicht allein als soziale Wesen oder als Wesen mit ›erzieherischem Bedarf‹ betrachten, wenn sie ihnen als ganze Menschen gerecht werden will« (S. 12).

Aufbau des Buches

Nach dieser Einleitung folgen zunächst einige einführende Kapitel, die einen Überblick geben zu grundlegenden Themen und Herausforderungen verschiedener Altersphasen.

Im Anschluss daran finden sich die bereits erwähnten »Lieblingsmethoden«, die gleichzeitig – so wie Michael Grabbe es eingangs formuliert hat – nicht dazu einladen sollen, diese als universell und zu jedem Zeitpunkt als Standard einsetzbar zu betrachten. Vielmehr geht es uns darum, diesen bunten Reigen als eine Fundgrube zu verstehen, in der es sich lohnt, immer wieder neu zu stöbern, um im Sinne einer guten Kontext- und Auftragsorientierung flexibel auf die Bedürfnisse der Klientinnen und Klienten eingehen zu können, damit diese ihre Ziele erreichen.

Und abschließend noch etwas Generelles: Sämtliche Namen in den Fallbeispielen wurden geändert. Bei der gendergerechten Schreibweise haben wir uns um einen lockeren Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Bezeichnungen bemüht, es mögen sich bitte alle Geschlechtsidentitäten angesprochen und mitgemeint fühlen.

Literatur

- Borke, J. (2013). Kultursensitive systemische Familientherapie. In M. Grabbe, J. Borke, C. Tsirigotis (Hrsg.), *Autorität, Autonomie und Bindung. Die Ankerfunktion bei elterlicher und professioneller Präsenz* (S. 134–149). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Boszormenyi-Nagy, L., Spark, G. M. (1981). *Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2017). *Familienreport 2017 – Leistungen, Wirkungen, Trends*. Bonn u. Berlin. <https://www.bmfsfj.de/familienreport-2017> (11.10.2018).
- Gahleitner, S., Wahlen, K., Bilke-Hentsch, O., Hillenbrand, D. (2013). Einleitung. In S. Gahleitner, K. Wahlen, O. Bilke-Hentsch, D. Hillenbrand (Hrsg.), *Biopsychosoziale Diagnostik in der Kinder- und Jugendhilfe. Interprofessionelle und interdisziplinäre Perspektiven* (S. 11–22). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hofstede, G. (2017). *Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management* (6. Aufl.). München: dtv.
- Keller, H. (2007). *Cultures of Infancy*. London: Psychology Press.
- Nave-Herz, R. (2015). *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung* (6. Aufl.). Darmstadt: WBG.
- Ollefs, B. (2017). *Die Angst der Eltern vor ihrem Kind. Gewaltloser Widerstand und Elterncoaching*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reckwitz, A. (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Retzlaff, R. (2013). *Einführung in die systemische Therapie mit Kindern und Jugendlichen*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Schlippe, A. v., Schweitzer, J. (2013). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Teil I: Das Grundlagenwissen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schneewind, K. A. (2010). *Familienpsychologie* (3., überarb. und erw. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schweitzer, J., Schlippe, A. v. (2014). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Teil II: Das störungsspezifische Wissen* (5. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2010). *Jugend 2010 – Eine Pragmatische Generation behauptet sich*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Statistisches Bundesamt (2018). www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/HaushalteFamilien/HaushalteFamilien.html#Tabellen (4.10.2018).